



Bank und Geschichte

Historische Rundschau

Nr. 1

Ende Februar 2003

Zum Geleit

Um die Kommunikation mit den Mitgliedern zu verbessern, beginnt die Historische Gesellschaft der Deutschen Bank mit der Herausgabe dieses Informationsbriefes. Er wird mit einfachen Mitteln produziert, und es ist geplant, ihn drei- bis viermal im Jahr erscheinen zu lassen. Wir möchten mit ihm an Ereignisse aus der Geschichte der Deutschen Bank erinnern, die auf irgendeine Weise Geschichte gemacht haben – im Kleinen oder im Großen. Ich wünsche Ihnen bei der Lektüre viel Vergnügen.

Manfred Pohl
Geschäftsführender Vorsitzender des Vorstands

Das Londoner Schuldenabkommen

Am 27. Februar 1953 versammelten sich im Londonderry House in der britischen Hauptstadt Vertreter von neunzehn Nationen, um ihre Unterschrift unter einen Vertragstext zu setzen, den sie in langen und harten Debatten ausgehandelt hatten: das Abkommen zur Regelung der deutschen Auslandsschulden. Fast genau ein Jahr zuvor hatte die Konferenz begonnen.



Vertragsunterzeichnung am 27. Februar 1953

Ihre Vorgeschichte ging jedoch noch weiter zurück. Schon 1950 forderten die Besatzungsmächte von der Bundesrepublik eine Anerkennung der deutschen Auslandsschulden. Die Verhandlungen darüber waren nicht einfach, galt es doch, vieles zu bedenken, wie etwa die Frage, ob die Bundesrepublik für alle Schulden des Deutschen Reichs die

Verantwortung zu übernehmen habe. In einem abgestimmten Briefwechsel einigten sich die Bundesregierung und die Alliierte Hohe Kommission am 6. März 1951 über die Anerkennung der Schulden.

Erste Vorverhandlungen begannen im Juli 1951. Zum Leiter der deutschen Delegation hatte Bundeskanzler Adenauer Hermann J. Abs ernannt, der damals als in den Vorstand delegiertes Mitglied des Verwaltungsrats bei der Kreditanstalt für Wiederaufbau tätig war (zur Deutschen Bank kehrte Abs formell erst im Jahre 1952 zurück). Im späten Herbst folgte eine Konferenz in London, auf der über die Schulden aus der alliierten Nachkriegs-Wirtschaftshilfe – unter anderem aufgrund des Marshallplans – gesprochen wurde. Zu verhandeln gab es dabei für die Deutschen noch nicht viel, denn die Alliierten hatten alles bereits unter sich abgesprochen.

Zur gleichen Zeit traf Adenauer durch eine Zusage zur Wiedergutmachung gegenüber Israel eine Entscheidung, die die kommenden Schuldenverhandlungen erheblich erschwerte. Denn nun fanden zeitgleich an verschiedenen Orten und mit verschiedenen Delegationen zwei Konferenzen statt, auf denen Deutschlands Leistungsfähigkeit zur Debatte stand: In London wurde seit Ende Februar 1952 über die Regelung der Vorkriegsschulden verhandelt, in Wassenaar bei Den Haag begannen im April Gespräche

zwischen einer deutschen und einer israelischen Delegation, wieviel die Bundesrepublik an Israel und an jüdische Verbände zur Wiedergutmachung des nationalsozialistischen Unrechts zahlen konnte und wollte.

Ende Mai 1952 gerieten beide Verhandlungen in eine Krise. In London präsentierte die deutsche Delegation ein Angebot, das die Gläubiger verwarfen. Kurzzeitig schien der Abbruch der Verhandlungen zu drohen. Informelle Gespräche brachten hier die Parteien einer Lösung näher, bis mit den Sitzungen im Plenum wieder begonnen werden konnte und am 8. August die grundsätzliche Einigung über eine Vereinbarung erreicht war. Es gelang, die ursprünglich veranschlagten deutschen Auslandsverbindlichkeiten um etwa die Hälfte auf 14,5 Mrd. DM zu verringern.

Was danach kam, war die Ausarbeitung des Vertragstextes, der aber noch immer grundsätzliche Fragen aufwarf. Auch die zeitweise unterbrochenen Israel-Verhandlungen konnten wieder aufgenommen werden. Die Bundesrepublik verpflichtete sich gegenüber Israel und den jüdischen Verbänden zur Zahlung von 3,45 Mrd. DM. Aus heutiger Sicht muten die Beträge, um die damals gestritten wurde, vergleichsweise gering an; wir sind es inzwischen gewohnt, mit Milliarden zu jonglieren. Man muß sich jedoch vor Augen halten, daß der gesamte Bundeshaushalt 1952 bei 23,2 Mrd. DM lag. Derzeit beträgt die

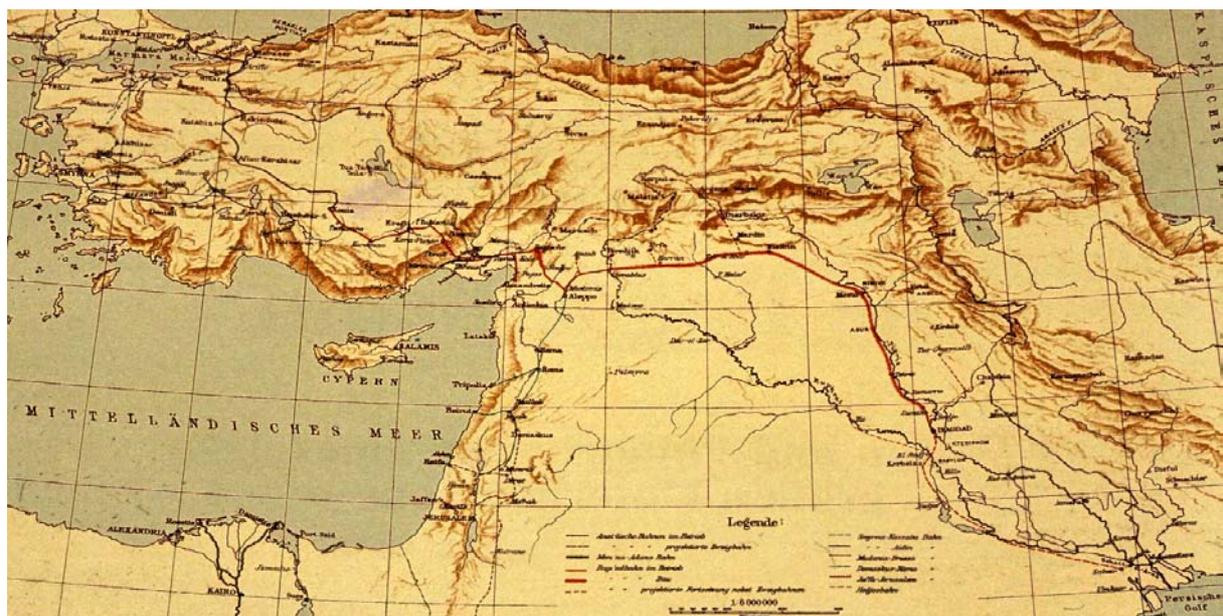
Auslandsverschuldung nach dem Londoner Schuldenabkommen noch knapp 95 Mio. Euro, denn Zinsansprüche einiger deutscher Anleihen aus den Jahren 1945 bis 1952 sind durch die deutsche Wiedervereinigung wieder aufgelebt.

Das Londoner Schuldenabkommen mußte gegen innenpolitische Widerstände und kurzzeitige Interessenvertreter durchgesetzt werden, aber es machte die Bundesrepublik wieder kreditwürdig. Es ließ grundsätzlich – obwohl der Wegfall der Goldklausel auch die Kapitalbeträge reduzierte – das Kapital unangetastet, erreichte aber Zugeständnisse der Gläubiger bei der Tilgung, den Zinsen und der Laufzeit.

Wegen dieser einleuchtenden Lösung ist das Abkommen immer wieder als Modell für Umschuldungen herangezogen worden. Abs selbst arbeitete 1969 für die indonesische Regierung eine Regelung aus, die ähnlichen Prinzipien folgte. Heute wird das Londoner Schuldenabkommen vor allem im Zusammenhang mit dem Verschuldungsproblem der Entwicklungsländer als Vorbild gerühmt, und entsprechende Äußerungen werden zweifellos den fünfzigsten Jahrestag seiner Unterzeichnung begleiten.

Literaturhinweis: Hermann J. Abs: Entscheidungen 1949-1953. Die Entstehung des Londoner Schuldenabkommens, v. Hase & Koehler Verlag, Mainz 1991, 368 S.

Im Strudel der Politik vor hundert Jahren: die Bagdadbahn



Auch wenn man in diesen Wochen politischer Hochspannung beim Namen Bagdad

nicht unbedingt an eine Eisenbahn denkt, so fasziniert diese Route noch immer, die vor

hundert Jahren so viel internationales Aufsehen erregte wie sie heute verkehrspolitisch und technisch obsolet ist. Keine andere Eisenbahn hat je für so viel Wirbel gesorgt. Wilhelminischer Tatendrang kollidierte auf dem Gebiet des Osmanischen Reiches mit den Interessen anderer Großmächte. Ans Ziel ist die Bagdadbahn unter deutscher Beteiligung nie gelangt.

1888 und 1903 erteilte die türkische Regierung einem Konsortium unter Führung der Deutschen Bank die Konzessionen für den Bau und den Betrieb einer Eisenbahn, die einmal Istanbul mit Bagdad verbinden sollte. Ging der Bau der Anatolischen Eisenbahn, die 1896 Konya erreichte, noch leidlich glatt vonstatten, so häuften sich nun die politischen Widerstände. Die Verhandlungen über die Weiterführung der Bahn von Konya nach Bagdad nahmen die folgenden sieben Jahre in Anspruch. Auseinandersetzungen mit den anderen europäischen Großmächten, deren politische und wirtschaftliche Einflusssphären jetzt immer stärker berührt wurden, brachten die Bagdadbahn immer wieder in die öffentliche Diskussion.

Ihre Internationalisierung gelang nicht, und später setzte der Erste Weltkrieg allen Bemühungen in dieser Richtung ein Ende. Hinzu kamen Probleme mit der Finanzierung, denn die sich in ständiger Geldnot befindliche türkische Regierung und die unter internationaler Aufsicht stehende Schuldenverwaltung des Osmanischen Reiches verweigerten die Garantie-Zahlungen.

Erst am 5. März 1903 konnte die Vereinbarung über den Bau der ersten Teilstrecke der Bagdadbahn unterzeichnet werden. Die Konzession lief über 99 Jahre und der Bau sollte

trotz des schwierigen Terrains innerhalb von acht Jahren abgeschlossen werden.



Giaurdere-Viadukt im Taurus

Unterzeichnet wurde das Dokument durch Arthur von Gwinner und den türkischen Minister Zihni Pascha. Gwinner berichtete später in seinen Erinnerungen: »Diese Fortsetzung der kleinasiatischen Bahnen von Konia über den Taurus und Amanus bis an den Seehafen von Basra sollte und konnte das Rückgrat der ganzen damaligen Türkei werden. Grund genug, daß die Russen dagegen waren. Aber um der Türkei solche Wohltat zu erweisen, mußten wir eine türkische Anleihe übernehmen und an sämtliche Würdenträger hohen Bagschish bezahlen. Nur der brave Alttürke Zihni Pascha, Minister für öffentliche Arbeiten, ... zeigte sich integer. Unser Direktor hatte auch ihm die übliche sechsstellige Vergütungszahl angeboten: »Ich bin ein alter Mann«, erwiderte Zihni, »ich werde bald vor Allah erscheinen. Sollte ich da noch vorher meine Seele belasten?«

Literaturhinweis: Manfred Pohl / Angelika Raab-Rebentisch: Von Stambul nach Bagdad: Die Geschichte einer berühmten Eisenbahn. Piper Verlag, München 1999, 189 S.

Ein Jubiläum, das nicht stattfindet

Am 30. März 1903 nahm in New York die Bankers Trust Company mit acht Mitarbeitern in zwei Räumen eines Hauses in der Liberty Street im Finanzviertel Manhattans das Geschäft auf. Die Notwendigkeit für die Gründung lag in der amerikanischen Bankgesetzgebung. Es war commercial banks nicht erlaubt, im Trust-Geschäft tätig zu sein. Um die Jahrhundertwende prosperierte die amerikanische Wirtschaft, und entsprechend wuchs die Nachfrage nach Dienstleistungen in der Vermögensverwaltung. Da die in der Stadt tätigen trust companies mit den Banken im Wettbewerb um Einlagen und Kredite

standen, entstand die Idee, das Trust-Geschäft sozusagen in eine von den Banken zu gründende Gesellschaft auszulagern. So entstand der Name, der anfangs sogar gelegentlich mit Apostroph geschrieben wurde: Bankers' Trust. Antriebskraft für die Gründung war Henry P. Davison von der First National Bank of New York. Andere führende Persönlichkeiten in den ersten Jahren von Bankers Trust waren Edmund C. Converse, Thomas Lamont und Benjamin Strong, der später bis zu seinem frühen Tod die Federal Reserve Bank of New York leitete.

Die Bank wuchs rasch und mußte sich mehrmals nach neuen Räumlichkeiten umsehen. 1912 baute sie das damals höchste Bankgebäude der Welt an der Ecke von Wall Street und Nassau Street,



Bankers Trust, New York, 16 Wall Street

dafür mußte ein erst dreizehn Jahre altes Gebäude mit immerhin schon neunzehn Stockwerken abgerissen werden.

Mit seiner Dachpyramide über den 37 Geschossen wurde es zum Markenzeichen von Bankers Trust; der Spruch »A tower of strength« wurde lange Zeit in der Werbung verwendet. Erst der Neubau an der Adresse 130 Liberty Street in den siebziger Jahren – er wurde bei dem Anschlag auf das World Trade Center schwer beschädigt – ließ den inzwischen unter Denkmalschutz stehenden Altbau entbehrlich werden.

Durch Änderungen der Gesetzgebung entfiel im Ersten Weltkrieg der ursprüngliche Daseinszweck für Bankers Trust, die damit zu einer »normalen« Bank wurde und lange Jahre unter den zehn größten Banken der Vereinigten Staaten zu finden war. In den fünfziger Jahren kam ein drittes Standbein hinzu, als Bankers Trust in das breite Privatkundengeschäft einstieg und durch Übernahmen anderer Institute ein dichtes Filialnetz schuf. Diese Periode dauerte rund drei Jahrzehnte. Ende der siebziger Jahre wurde beschlossen, sich aus diesem Geschäftszweig wieder zurückzuziehen. Die Filialen wurden verkauft, das Institut wandelte sich zu einer wholesale bank. In den achtziger Jahren war diese Strategie recht erfolgreich, aber in den Neunzigern geriet Bankers Trust in eine Krise, die sie letztlich zum Übernahmekandidaten machte. Ende 1998 wurde die Akquisition durch die Deutsche Bank – als »Fusion unter Gleichen« – angekündigt und im Juni 1999 abgeschlossen.

Hermann Wallich – Zu seinem fünfundsiebzigsten Todestag

Hermann Wallich hatte das Glück und das Pech, fast ein Vierteljahrhundert mit dem begnadeten Bankier Georg Siemens Tür an Tür zusammenzuarbeiten. Ein Glück, weil zwei gegensätzliche Naturen sich auf diese Weise zum Wohle des Instituts ausgleichen konnten, ein Pech, weil sein Name stets von dem seines Kollegen überstrahlt wurde. Siemens verkörperte den Wagemut, der der Bank in ihren frühen Jahren immer neue Geschäfte öffnete, Wallich den ruhig abwägenden Bankier alter Schule, der erst genau auf das Risiko schaute und dann seine Entscheidung traf. Siemens, der Wallich häufig durch »kühnen Tatendurst« erschreckte, nannte ihn das Gewissen der Bank.

1833 in Bonn geboren, war Wallich ein weitgereister Mann. Das ließen seine Gefühle allerdings nicht erwarten, als er mit sechzehn Jahren seine Vaterstadt verließ: »Keiner gab

mir das Geleit, als ich zum ersten Mal allein in die Fremde zog, und still weinend über meine Verlassenheit drückte ich mein Antlitz in die Kissen des Eisenbahnwagens, der mich an den Ort meiner Bestimmung trug.« Bei dem Kölner Bankhaus Jacob Cassel lernte Wallich das Bankfach und zog dann weiter nach Paris zu Cahen d'Anvers, der Bank seines Onkels. Einige Jahre leitete er die Niederlassung des Comptoir d'Escompte auf Réunion, einer Insel im Indischen Ozean, und als er sah, daß deren auf Zuckerrohr beruhende Wirtschaft auf Dauer der Konkurrenz des europäischen Rübenzuckers nicht gewachsen sein würde, schlug er, was nicht oft vorkommt, der Pariser Direktion die Aufhebung seines eigenen Postens vor. Wenig später übernahm die Leitung der Filiale des Comptoir d'Escompte in Shanghai. In China blieb er für drei Jahre, und wie er selbst be-

richtete, war sein Lebensstil dort hochfeudal: »Ich bewohnte ein ganzes Haus allein, hatte Wagen und Pferde im Stall und einen ganzen Troß von Dienern, die zwar einzeln gering bezahlt, aber auch nur nach ihrer Spezialität Leistungen verrichteten, so daß z. B. der Geschirr- und Stiefelputzer nichts mit dem Tafeldecker gemein hatte. ... Zu meinem persönlichen Dienst war ein schöner chinesischer Boy ... bestimmt, der besser als der gewiegteste Kammerdiener für mich sorgte und tagsüber im Vorzimmer meiner Office weilte, die Besucher einließ und die Lästigen abzuweisen wußte. Ein ausgezeichnete Koch sorgte für die leiblichen Bedürfnisse, und mein Tisch war täglich für mindestens sechs Gäste eingerichtet.«



Hermann Wallich 1875

Den Kontrast dieser Luxuswelt zu dem kargen, vom Krieg nicht unberührt gebliebenen Berlin, in das er 1870 kam, empfand er sehr stark: »Die Menschen gingen kalt und steif aneinander vorüber, und ich vermißte die lustige Fröhlichkeit der Städte am Rhein. ... Es war die erste Stadt, in die ich ohne vorherige Bekanntschaften kam, und ich blieb ihr lange fremd. Auch der Empfang bei den leitenden Persönlichkeiten der Bank, in die ich eintreten sollte, war steif und nichts weniger als herzlich. Im Ausland wäre ich in einem ähnlichen Fall sofort zur gemeinsamen Mahlzeit aufgefordert worden. Hier war davon keine Rede. Nicht ein Glas Zuckerwasser wurde mir angeboten. Wenn ich abends in mein Hotelzimmer zurückgekehrt war, konnte ich weinen, so einsam und verlassen fühlte ich mich.« Aber es gelang Wallich, sich mit der Deutschen Bank zu arrangieren und

später auch hinter der frostigen Außenseite der Berliner einen guten Kern zu entdecken. Die Deutsche Bank, ein halbes Jahr zuvor gegründet, »residierte« noch im ersten Stock eines kleinen Hauses in der Französischen Straße. Unter den ersten Vorstandsmitgliedern war Wallich der einzige Bankfachmann. Ohne ihn wäre es schwer geworden, das ambitionierte Programm der Bank in die Tat umzusetzen, zumal der personelle Verschleiß in ihrer Führungsriege anfangs hoch war: Drei Vorstandsmitglieder blieben nur für kurze Zeit. Erst als 1872 Rudolph Koch – vorerst nur stellvertretend – und 1873 der dreiundzwanzigjährige Max Steinthal hinzukamen, war der Kern des Vorstands beisammen, der sich in den nächsten zwei Jahrzehnten nur wenig verändern sollte, wenngleich das wachsende Geschäft neue Berufungen notwendig machte. Vor allem die internationale Expansion der Bank hat Wallich entscheidend vorangetrieben. Mit einem großartigen Gedächtnis begabt, war aber auch das laufende Geschäft seine Domäne, und es wurde ihm nachgesagt, daß er über lange Jahre den täglichen Stand des Obligos mit jedem Debitor wußte.

Den Titel eines Kommerzienrats lehnte Wallich ab, wenngleich er diese Entscheidung später bedauerte: »In einem Land wie dem unseren, wo so viel Wert auf Rangunterschied und Äußerlichkeiten gelegt wird, kann man nicht gut gegen die Strömung ankämpfen und es ist jedenfalls fehlerhaft, eine Auszeichnung abzulehnen, wenn sie – namentlich in jungen Jahren – angeboten wird.« Aber er blieb bei seiner Haltung. Der Berliner Polizeipräsident hielt 1904 fest, Wallich werde über den Roten Adler-Orden IV. Klasse »keine Freude empfinden, zumal bei weitem jüngere Kollegen bereits mit dem Kronen Orden III. Klasse begnadigt worden sind.«

In seinem fünfundneunzigsten Lebensjahr, längst Denkmal einer vergangenen Pionierzeit des Bankgeschäfts, aber noch immer Mitglied im Aufsichtsrat der Deutschen Bank, starb Hermann Wallich am 30. April 1928 in Berlin. Seine Lebenserinnerungen, 1904 verfaßt, hat die Deutsche Bank 1929 als Privatdruck veröffentlicht. Sie wurden, um weitere Aufzeichnungen ergänzt, neu ediert in dem Band: Zwei Generationen im deutschen Bankwesen 1833-1914, Fritz Knapp Verlag, Frankfurt 1978, 432 S. (Schriftenreihe des Instituts für bankhistorische Forschung, Bd. 2).

